

(Nachdruck verboten.)

82]

## Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

### 6. Hochsommer.

Wenn der hochwürdige Dechant von Schönbach Lange-  
weile hatte, lud er den Schulmeister und den Förster zu einem  
„Spielelterl“ ein. War man der Karten müde, tat man sich  
an einem Schmaus gütlich. Während der Verdauung wurde  
der Dorfstratich aufgenommen. Und gab auch der keine An-  
regung mehr, schloß man zu Dritt ein. Wer zuerst erwachte,  
schlich sich fort; schalt und leise, damit die anderen nicht gestört  
würden. So geschah es, daß der hochwürdige Herr Graf fast  
immer allein war, wenn er erwachte. Und das war ihm  
gerade recht. Er fand es nett, auch von seinen Gästen so  
wenig als möglich molestiert zu werden.

Der Förster pflegte sich wie auf Kommando einzustellen.  
Der Schulmeister ließ zuweilen auf sich warten. Er hatte eine  
Art Pflichtbegriff, der dem hochwürdigen Herrn nicht recht  
mit dem zu stimmen schien, was er „den Respekt vor der geist-  
lichen Obrigkeit“ nannte. Der gute Bastl war nämlich der  
Meinung, daß er die zwei Stunden des nachmittägigen Unter-  
richtes auch wirklich einzuhalten habe; besonders während  
des Sommers, um welche Zeit der Vormittagsunterricht  
häufig geschwänzt wurde. Die Bauern fanden die Schnitt-  
ferien zu kurz, da sie selbst erst ernten durften, nachdem sie  
der gnädigen Herrschaft „Hand- und Spann-Dienste“ geleistet.  
Bastl aber wollte doch seinen „Lehrplan aufarbeiten“.

Seine Hochwürden fanden das geradezu albern. Was  
bekam denn der Bastl dafür? Die Bauern blieben das Schul-  
geld meist jahrelang schuldig. Und das Wenige, das ihm die  
Gemeinde gab . . .! Die Hauptsache blieb, daß die Kinder  
den Katechismus kannten. Alles andere war überflüssig nach  
der Meinung des Herrn Grafen; wenigstens für „diese Leute“.  
Und war der Schullehrer nicht ihm unterstellt? Der Herr  
Dechant hatte also absolut kein Verständnis für den Eifer des  
guten Mannes. „Das ist G'schastelhuberei,“ pflegte er zu  
sagen. Und in nervösen Stunden reizte ihn die Empfindung,  
daß der Schulmeister ihm auf seine Art eine „Lektion“ er-  
teilen wolle. Denn Seine Hochwürden vergaßen zuweilen  
auch auf den „Katechismus“, so wichtig er war. Könnte ein  
Graf Gallenberg sich das gefallen lassen? Er betrachtete es  
als seine Pflicht, die lächerliche Pedanterie dieses „mediokren  
Menschen“ eines besseren zu belehren. Kam also Bastl nicht  
zu der Stunde, die Seiner Hochwürden behagte, riefen Seine  
Hochwürden ihn einfach vom Unterricht weg, wie einen Knecht  
von der Arbeit. Seine Hochwürden hatten es in dieser Hin-  
sicht recht leicht. Die Schule stand dem Pfarrhof gerade gegen-  
über, klein, niedrig, strohgedeckt, mit ewig blinden Scheiben;  
so recht eine demütige Magd der Kirche. Wenn der Herr  
Graf also ein „Spielelterl“ wünschte, brauchte er bloß über  
die Straße hinüberzurufen. So ein Schulmeister hatte da-  
mals noch gar keine Ohren.

Der Förster saß schon die längste Zeit vor dem Spiel-  
tisch. Wenn es der Bauer „am gnädigsten“ hatte, konnte der  
Grünrod seine Zeit noch spazieren tragen. Erst gegen Ende  
des Schnittes gab es wieder zu tun; aber auch da nicht viel.  
Das gnädige Fräulein von Schönbach war keine Jagdlieb-  
haberin. So gab es nur selten Gäste. Und ob mehr oder  
weniger wild angeschossen wurde, ihm konnte es gleich sein.  
Acker und Gärten der Bauern sorgten dafür, daß die liebe  
Kreatur nicht zu kurz kam.

„Se — Bastl!“

Seine Hochwürden hatten es schon zum zweitenmal über  
die Straße hinübergerufen. Endlich hörte man das Schluß-  
gebet der Kinder — eintönig und schläfrig „herabgeleiert“,  
als könnten all die Buben und Mädels kaum mehr zwei zählen  
vor Müdigkeit. Gleich darauf aber fuhr die liebe Jugend  
auf die Straße heraus, daß es wie ein Knäuel anzusehn war,  
den weder Gott, noch der Pfarrer, noch der Schulmeister ent-  
wirren konnten. Der Herr Graf hatten immer seine Freude,  
wenn er das sah. Freilich . . . wozu brauchten die eine  
Schule? Ordentlich rausen konnten sie schon jetzt. Und so-  
wie sie den Herrn Dechant am Fenster sahen, schnappte auch  
der Ungehörigste zu einem devoten Buckerl zusammen. Mehr

zu können und zu wissen, war für ihresgleichen von Uebel.  
Wenigstens nach der Meinung Seiner Hochwürden.

Die Sonne stand hoch und der Sommerwind strich leif  
und wie verträumt durch die breitstehenden Linden, die  
über den Pfarrhof rauschten und leise, leise ihre Blüten zur  
Erde fallen ließen. Hochsommer war's! Schon klang die  
Sichel im Feld.

„Heiß ist's!“ sagte der hochwürdige Herr Graf, als er  
die Beruhigung hatte, daß Bastl nun jeden Augenblick er-  
scheinen müsse.

Der Förster nickte und griff nach den Karten. „Ich kann  
ja derweil mischen?“

„Misch' er nur!“

Draußen wurde der schüchterne Schritt des Schulmeisters  
hörbar. Er suchte sich immer noch einmal so leicht zu machen,  
als er ohnedies war, und versäumte es nie, sich auf der Treppe  
die Schuhe abzustäuben, wenn sie auch noch so blühblau  
schienen. Endlich trat er ein.

„Gerade zum Abheben!“ rief der Förster und schob ihm  
die Karten hin. Unter vielen Wüchlingen trat Bastl an den  
Tisch.

„Heiß ist's!“ sagte Seine Hochwürden.

Der Förster und Bastl nickten eifrig. Die Karten fieseln  
weiter. Der Schulmeister wagte endlich, Platz zu nehmen.

Der Herr Graf machte sich einen Fächer zurecht, zog die  
Stirn in die Höhe, die Mundwinkel herab. Sein Blatt war  
nicht gut gefallen. Der Förster sah es und machte einen  
servilen Buckel: „Ich hab's besser gemeint!“

Seine Hochwürden überhörten es, schielten aber mit  
einem etwas ungnädigen Blick nach dem Schulmeister, der  
trotz der schuldigen Devotion eine gewisse zappelige Genüg-  
tung zeigte.

„Der hat's!“ hüstelte der Herr Graf.

„Freilich,“ lachte der Förster. Er legt ja förmlich die  
Löffel zurück vor Vergnügen!“

Seine Hochwürden hatten die ersten Karten bekommen,  
mußten aber ein resigniertes „Weiter!“ sagen.

Nun meldete sich der Schullehrer. Als er den Talon  
hob, spitzten Dechant und Förster die Lippen. So ein Talon  
konnte immerhin noch etwas verderben! Aber nein! Auch  
die „gekauften“ Karten steckte Bastl nach der „Tarockseite“.  
„Hat der Kerl ein Noßglück!“ knurrten Seine Hoch-  
würden.

Der Schullehrer bemühte sich vergeblich, sein Entzücken  
zu verbergen. „Balat!“ sagte er so bescheiden als möglich.

„Göllisches Begrüßel!“ brummte der Förster. Er meinte  
auch diesmal Bastls Antlitz, der in dem Eifer, seine Genüg-  
tung und Freude zu verbergen, seine Gesichtsmuskeln zu  
einer abscheulichen Grimasse verzog.

„Wieviel „Baken“ gibt er denn seinen Buben, wenn sie  
so dreinschau'n?“ lachte der Herr Graf. Er war noch immer  
etwas „aigriert“, fand aber diese „Bisage“ doch höchst komisch.

Bastl errötete. Im Innersten seiner Schulmeisterseele  
saß das letzte Stückchen Mann, das sich in ihm noch wehrte  
und zuweilen auch schämte. Weil die Kirche ihn aber in Obe-  
dienz hielt, kam es immer bloß zu diesem Erröten. Es war  
die letzte Notwehr und eine ganz ungeschickliche dazu, denn  
Seine Hochwürden, der Herr Graf, hielten auch dieses Er-  
röten für einen Teil der schuldigen Devotion, und weil Bastl  
genau wußte, daß ein von ihm angefangener „Balat“ von dem  
geistlichen Herrn fast wie eine Demütigung empfunden wurde,  
versäumte er nie, sofort nach der Anjage ein „Buckerl“ zu  
machen und ein ergebenes „Pardon!“ hinzuzufügen.

„Nun?“ machten der Herr Graf.

„Pardon,“ wiederholte Bastl, „aber — Euer Gnaden  
haben die Vorhand!“

Der Graf schmiß eine Karte auf den Tisch. Das Spiel  
begann.

Draußen ging der Sommerwind noch immer durch die  
blühenden Linden. Ganze Duftwellen trug er durch die offe-  
nen Fenster herein und blähte dabei die weißen Spigen-  
gardinen auf. Kein Laut kam von der Straße, so still und  
verträumt lag draußen das Dorf, und wenn man durch das  
Schweigen lautachte, konnte man das Geknarr des Wetter-  
hahns hören, der sich auf dem Schloßturm von Schönbach  
drehte, und das tiefe Gesumm der zahllosen Bienen, die in

Den Linden ab und zu schwirren. Auch die Stille in der Stube seiner Hochwürden wurde durch kein Wort unterbrochen. Nur die Karten fielen immer rascher, die Hände, die sie hinwarfen, wurden immer nervöser. Die krampfhaft Bemühung Basils, seinen Triumph soviel als möglich zu verbergen, trieb ihm die hellen Schweißtropfen auf die Stirne. Stieh um Stieh fiel nach seiner Seite. Die beiden Partner sahen immer mißvergünstiger drein. Endlich die letzte Karte.

„Balat!“

„Bardon,“ sagte Basil gleich darauf. Und während er sich den Schweiß von der Stirne wischte: „Heiß ist's!“

Die Verlustträger notierten mit verbissenem Kerger ihre Schadensziffern.

Seine Hochwürden nahm schweigend die Karten. Der Förster erholte sich zuerst. Wer weiß, wie das Blatt jetzt fiel? Und dann . . . Er begann mit einiger Unruhe hin- und herzurücken. Wie immer, wenn ihn eine „Neuigkeit“ drückte.

„Sitzt er nicht gut?“ fragte der Dechant. Er gab langsam, geziert, mit einer Bewegung der blassen Rechten, die nicht nur die wohlgeformte Hand, sondern auch den Siegelring mit dem alten Wappen der Gallenberg immer ins rechte Licht zu setzen wußte.

Der Förster räusperte sich — halb verlegen, halb ungeduldig, endlich seine Sache vorzubringen. „Man hat eben auch seine Sorgen!“

Seine Hochwürden sah'n einen Augenblick auf. „Daß er sich auslachen!“

„Doch! Ein Wild'rer geht um!“

„Wird der Birron sein!“ rief Basil, erschraf aber sofort und schielte mit einem ängstlichen Blick nach dem Förster. Der alte Buchhändler tauchte oft wie ein Säbitten auf; war überall und nirgends, und der verschüchterte Schulmeister war der letzte, sich einen solchen Feind zu wünschen.

Der Förster blähte wie witternd die Nasenflügel auf. „Nein,“ sagte er bedeutsam — „diesmal trägt er einen herfschaftlichen Rod!“

Seine Hochwürden hielten einen Augenblick ein. Der Schullehrer vergaß seine Karten aufzuheben. „Wer könnte denn das sein?“

„Wer?“ lachte der Förster.

Seine Hochwürden schienen aufmerksam. Dem Schulmeister begann etwas zu dämmern. Weil er sich aber in keiner Weise als Wissender zeigen mochte, nahm er rasch eine Briese. „Er kennt ihn also?“ forschte der Graf.

„So gut, daß ich mir den Kerl am hellen Tag zu stellen traue!“ rief der Förster.

„So stell' er ihn!“

Der Grünrod schnitt eine Grimasse und schielte nach dem Schullehrer. Der aber sah in sein Blatt und zog seine Briese so hoch als möglich in die Nase hinauf. Wenn das Niesen zur rechten Zeit kam, brauchte er überhaupt nichts zu sagen.

„Nun ja,“ lekten seine Hochwürden etwas ungeduldig hinzu. „Wenn man so einen Lumpen kennt, ist's ja leicht.“

Der Förster zog die Schultern hoch. „Das Leben würd' es mich nicht kosten. Dazu schießt er zu schlecht, aber viel leicht das Brot.“

Der Dechant, der eben seine Karten aufnahm, ließ sie wieder auf den Tisch zurückfallen. So befreundlich klang ihm, was der Förster da vortrug. „Wie—so?“ fragte er endlich und sein Blick ging vom Förster zum Schullehrer, vom Schullehrer wieder zum Förster zurück.

„Na,“ lachte der Förster endlich leise. „Weil der Unterweger schon einen Nachfolger hat.“

„Einen — Nachfolger?“

In diesem Augenblick kam dem Schullehrer das Niesen. Es war ein gesundes, mächtiges Niesen, wie es alte Schnupfer lieben und oft mit allerlei Kniffen herbeizuführen pflegen. Auch Basil segnete sich's in diesem Augenblick. Es gab ihm Gelegenheit, sein Antlitz hinter dem großen blauen Baumwolltuch verschwinden zu lassen, dessen Zipfel immer aus seiner Rodtasche hervorlugte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Meisterin.

Von August Friedrich Krause.

Einen Augenblick hatte der Schuster seinen Besuch verblüfft angestarrt, dann stieß er rauh hervor:

„So, wegen 'm Vater? 's wird Zeit, daß sich von seinen Leuten amal jemand umsieht nach 'm!“

„Is er schon lange hier im Dorfe?“

„A Vierteljahr!“ übertrieb der Kleine mit Absicht, um die Herzlosigkeit seiner Mutter dem Paul recht zu Gemüte zu führen.

„Zu, a Vierteljahr wird's bahle sein!“

„Ich hab's nicht gewußt!“ wies der Burche ruhig und fest den Wortwurf zurück.

„Aber Ihre Mutter hat's gewußt!“ schrie der Schuster, plötzlich in Wut gerathend und wurde braunrot im Gesicht dabei.

„Sie wissen ja selber, warum die Mutter das tun mußte. Sie am besten!“

Da merkte der Mann, daß die Mutter dem Sohne alles gesagt und damit ihm die letzte Waffe aus der Hand genommen hatte.

Um seinen aufwallenden Kerger zu verbergen, schrie er nach der Tochter, und als die, den Paul erkennend, erschrocken und glühendrot geworden, in der offenen Thür stehen blieb, rief er ihr zu:

„'s kommt endlich amal eens aus 'm Tischlerhause, sich nach 'm Mutter umsieh. Geh, bring a Paul zu seinem Vater. Lange genug hat der alte Mann um a Sohn gekammert!“

Die Grete aber hörte kaum etwas von dem, was der Vater sie hieß; ihre brennenden Augen suchten den Blick des Geliebten, der, das Gesicht von sahler Blässe überzogen, die Lippen fest aufeinanderpreßte und es vermied, sie anzusehen.

„Mach, mach, mach!“ trieb der Vater, der die beiden jungen Leute scharf beobachtete. „Der Paul hat's eilig. Mich amal gejeist hat er sich, so preßier's ihm!“

Die Grete rih sich auf:

„Kommt!“ sagte sie, und ihre Stimme klang heiser, als wäre ihr die Kehle zugeschnürt.

Im dunkeln Hausflur faßte sie seine Hand und schmiegte sich dicht an ihn:

„Paul,“ flüsterte sie, als verriete sie ein Geheimnis, „ich hab 'n gepflegt, asu gut ich konnte, als wenn's mein eigener Vater wär.“

Der Burche nickte und wehrte sie nicht von sich ab. Das machte ihr Mut und sie schmiegte nun auch den Kopf an seinen Arm.

„Ich hab ihm einen eisernen Ofen ins Stübel gestellt, weil er immer asu frieren tut, und Betten habe ich ihm gegeben, asu viel ich übrig hatte im Hause; aber 's hat nich viel genützt. Manchmal friert er noch unter a Betten, daß ihm die Zähne auf'ander schlagen. Und dann wieder kriegt er asu 'ne glühige Hitze, und da fängt er an zu phantastieren, daß einem angst und bange werden könnte. Asu treibt er's nu schon bahle acht Tage!“

„Krank is er?“ stieß der Burche erschrocken hervor, und sie fühlte an dem jähen Druck seiner Hand, wie hart ihn diese Nachricht traf.

Beglückt, daß er sie nicht von sich stieß, drängte sie sich noch dicht an ihn, während sie mit leiser süßer Stimme seine Sorge zu beschwichtigen suchte:

„'s wird ja nisch Schlimmes sein! Od a bissel verblüßt wird er sich haben, wenn er sich asu rumtrieb im Randschmitter. Wenn's nich bald besser wird, will der Vater a Heinrichauer Doktor holen!“

„Seit wann liegt er denn im Bette?“

„So a fünf Tage wird's sein, daß er sich legte!“

„Und vorher, eh er krank wurde?“

„Da ging er auf die Dörfer, Tag für Tag, und die Bettelpfennige, die er gekriegt hatte, die bracht' er mir immer. Für's Essen und für's Nachtquartier, meint er. Viel war's ja nich, was er sich zusammengebettelt hatte, fünfzehn, zwanzig Pfennige, einmal dreißig. Das war aber 's meiste. Wenn ich's nich nehmen wollte, da würd' er arg biese und da kam er a paar Tage nich wieder. Da tat ich 'm den Gefallen. Ich hab das Geld alles uffgehoben, soll ich Dir's geben?“

Der Paul preßte die Zähne so fest aufeinander, daß die Rinnliden in den Wangen sich abzeichneten, so weh tat ihm, was das Mädchen ihm erzählte.

Die Schande vor den Leuten, wenn die erfuhren, wer der Bettler war, der sie so oft heimsuchte!

An dem Zittern, das seinen Körper durchlief, fühlte die Grete, wie sehr es ihn packte. In heiß aufbrennendem Mitleid die Arme um ihn schlingend, bettete sie:

„Paul, sei od gut! Sei od gut, Paul! 's wird ja besser mit ihm werden. Und dann läste ihn nich mehr uff 'n Bettel gehn, da nimmt'n zu Dir, na gell? Da wird er's gut haben bei Dir, na gell? Da wird er alles vergessen, was er Schweres hat durchmachen müssen. Du glaubst ja gar nich, wie sehr er an Dir hängt! Wie sehr er sich nach Dir sehnt. „Bante“, das is immer 's dritte Wort bei 'm. Wenn ich doch bloß amal meinen Pause wiedersehen könnte!“ Asu red' er hundertmal am Tage!“

„Ich rih der Burche sich aus den Armen des Mädchens.“

„Do ist er!“ schrie er halb schluchzend.

Da führte sie ihn die geländertose, wacklige Holzstreppe hinauf in das enge Stübelstübchen.

In dem niedrigen, kalkgeweißten Raume war eine dumpfe, muffige Luft, dazu prähte das Decken, dessen Rohr durch die Wand in den Schornstein geleitet war, eine glühende Hitze aus und machte einen längeren Aufenthalt in dem Stübel fast zur Unmöglichkeit.

Dennoch war der Kranke mit Betten bis an das Rinn dicht zugedeckt, so daß nur das von wirrem grauen Haar umrahmte und von großen Bartstopfeln bedeckte Gesicht zu sehen war, das in Fieberhölle glühte. Nöchelnd sog die entzündete Lunge die Luft ein und stieß sie pfeifend wieder aus.

Das Mädchen beugte sich über den Alten:

„Vater Rother,“ rief es, „Sie kriegen Besuch!“  
 „Besuch?“ quälte eine hörgelich-weinerliche Stimme. „Wer  
 selbst od zu mir uff Besuch kommen?“  
 „Der wird Sie freuen, der Besuch!“  
 „Wer is 's denn, hä?“  
 „Der Paule kommt zu Ihnen!“  
 „Was für a Paule?“  
 „Nu . . . Ihr Sohn!“  
 Das warf den Kranken au.  
 „Jeies, jeies,“ jammerte er, „der Paule kommt zu mir! Der  
 Paule! Nee, nee, nee, ihr Leute was wird der od jagen. Nee, nee,  
 nee, ich will a nich sehn! Ich will raus! Ich mach furt! Nee,  
 nee, nee!“

Der alte Mann, vielleicht geängstigt von Fieberphantasten,  
 vielleicht auch gequält von der Angst, der Sohn, nach dem er sich so  
 gesehnt hatte, könnte ihm Vorwürfe wegen seines Lebenswandels  
 machen, wollte aus dem Bett hinaus.

Da trat der Paul rasch hinzu und wehrte ihm:  
 „Weiß od liegen Vater, gelt?“  
 Mißtrauisch betrachtete der Kranke den jungen Burjchen und  
 konnte den Blick nicht losreißen von seinem Gesicht. Doch immer  
 ungewisser, immer ängstlicher, immer abwehrender wurde der Aus-  
 druck in seinen Mienen.

„Wer sein denn Sie?“ fragte er und zog sich schein an die Wand  
 zurück.

„Ich bin doch der Paule!“  
 „Was für a Paule?“  
 „Dein Sohn!“  
 „Nee, nee, nee,“ wehrte der Alte, „mein Sohn sein Sie nich!  
 Der jah andersch aus!“

„Über Vater Rother,“ redete nun auch das Mädchen ihm zu,  
 „wie Sie weg machten von Birrwitz, da war der Paul doch noch a  
 Junge und jetzt is er agroßer Mensch. Da sieht eens doch andersch  
 aus!“

„Das weech ich schunt! Nee, nee, ich bin nich asu tumm. Das  
 weech ich schunt! Aber mein Paule sieht andersch aus. Sein Sie  
 vielleicht a Bruder von der Rother-Fischlern?“

„Das is doch meine Mutter!“  
 „Nee, nee, nee,“ wunderte sich der Kranke. „Da muß sie noch  
 a'n andern Sohn haben. Mein Sohn sein Sie nich!“  
 Alles Zureden half nichts.

Das Leben mit der Mutter und in der Mutter, in ihrem Fühlen  
 und Wollen, hatte dem äußeren Gesicht des Sohnes allmählich ihre  
 Züge aufgeprägt, vollends seitdem in seine Mienen dieselbe Starr-  
 heit gekommen war, die auch ihre Züge trugen. Nun konnte der  
 Vater, dessen Einfluß über ein Jahrzehnt ganz aus der Entwick-  
 lung des Sohnes ausgeschaltet war, sein Bild nicht mehr in dem  
 Gesicht des eigenen Kindes entdecken, das Gesicht, das er vor sich  
 gesehen hatte in mehr als zwölf Jahren der Not und Sehnsucht,  
 und er wollte ihn nicht mehr als sein Kind anerkennen.

Auch nach Hause und zu seiner Frau mochte er nicht, als der  
 Paul ihm davon sprach.

„Nee, nee, nee!“ wehrte er ängstlich. „Die will mich bloß ins  
 Zuchthaus bringen lassen, die kenn' ich schon. Luht mich od dohier,  
 do lieg ich ganz gut. Do will ich sterben!“

Als der Paul nach Hause kam und der Mutter berichtete, wo  
 er gewesen und was er ausgerichtet hatte, wußte sie sofort, was sie  
 zu tun hatte. So blieb ihr also doch auch das Schwerste nicht er-  
 spart: der Gang ins Schusterhaus.

Noch während sie sich ankleidete, schickte sie den Sohn nach Al-  
 teinrichau zu Sanitätsrat Hartung. Den Berg hinauf bis ans  
 Häusel sollte die Anna sie begleiten; hinein wollte sie allein.

Bei dem Kranken war das Fieber, vielleicht auch infolge der  
 Aufregung, noch gestiegen, und selbstam standen die heißen, glän-  
 zenden Augen in dem verwilderten Gesicht. Aber die Frau erkannte  
 er doch auf den ersten Blick.

Was die beiden miteinander geredet, hat nie jemand erfahren:  
 Frau Rother verschloß es im tiefsten Innern und legte sieben Siegel  
 darüber, der Mund des Mannes aber verstummte gar bald für  
 immer.

In sein Haus in der kleinen Dorfstraße fand er den Weg nicht  
 mehr zurück; nach Hause aber kam er doch.

Drei Tage, nachdem seine Frau bei ihm gewesen, starb er.

(Fortsetzung folgt.)

## Orchideen.

Wenn wir uns einmal mit der artenreichen Familie der  
 Orchideen — der zweitgrößten im ganzen Pflanzenreiche, zählt sie  
 doch 8000—10 000 Arten — beschäftigen wollen, so geschieht es nicht  
 deshalb, daß sie vielleicht im ganzen oder wenigstens teilweise wirt-  
 schaftlich von Wichtigkeit wäre, sondern weil wir da auf ganz un-  
 gewöhnliche Daseinsformen stoßen.

Wer kennt nun diese Pflanzen, wer hat ihre Blüten schon ge-  
 sehen? — In unieren botanischen Gärten, aber auch in großen  
 Blumengeschäften sind die oft sehr prachtvollen, eigenartig geformten  
 Blütengebilde der Orchidee zu finden. Die Blüten mancher Arten  
 nehmen die Formen kleiner Insekten, Schmetterlinge, ja sogar die  
 Gestalt von kleinen Vögeln mit ausgebreiteten Flügeln an.

Die Orchidee ist meist ein Kind der Tropen. Den wenigen  
 in Europa und zwar bis nach Finnland hinauf vorkommenden  
 Arten schenkt man wenig Beachtung. So unendlich verschieden die  
 Formen und Farben der Orchideen Blüten, ist auch ihr sonstiges  
 Aussehen. Ihr ganzer Habitus ist den jeweiligen Existenz-  
 bedingungen auf das peinlichste angepaßt. Wir unterscheiden da  
 eine erdbewohnende und eine rindenbewohnende Gruppe. In  
 der ersteren haben wir Formen, die nicht grün und ferner blattlos  
 sind; sie nähren sich von organischen Substanzen des Wald-  
 humus. Anders erdbewohnende Formen, mit grünem Laub,  
 beziehen Wasser und anorganische Stoffe aus dem Boden,  
 organische aus der Atmosphäre. Die auf den Bäumen  
 resp. auf der Stammrinde und Werten lebende zweite Gruppe  
 ist bezüglich der Ernährung auf die Atmosphäre, das ist auf den  
 Staub, Regen, Tau u. a. angewiesen. Außerdem kommen noch die  
 unbedeutenden Zerlegungsprodukte der Stammrinde hinzu. Doch sind  
 sie deshalb noch keine eigentlichen Parasiten, die ihre Nahrung un-  
 mittelbar dem Körper ihres Wirtes entnehmen.

Die einfachsten Orchideen unter den erdbewohnenden Arten  
 sind jene, bei denen aus dem Humus ein einfacher mit Schuppen  
 besetzter gelblicher oder rötlicher Trieb hervortritt, der oben die  
 Blüte bildet; auch eine dicke Wurzel ist nicht vorhanden. Bei an-  
 deren Arten wandelt sich die Wurzel in Laubtriebe um. Wir sehen  
 da ein Gebiet der unbefruchteten Möglichkeiten vor uns. Noch  
 andere, wie die Galeola-alkissima, klettern mit ihrem kaum finger-  
 starken Stamm bis zu 30 Meter Höhe, in die Gipfel der Bäume,  
 an denen sie sich mit Luftwurzeln festhalten, während oben  
 eine Blütenrispe den Abbruch bildet. Auch die trockenen, weißen  
 und fingerstarken Luftwurzeln — die übrigens durch ihre Por-  
 zellanähnlichkeit der Pflanze ein sonderbares Aussehen geben —  
 ist sie fest mit der Stammrinde verwachsen. Bei manchen Arten  
 hängen die Wurzeln, nachdem sie sich genügend befestigt haben, reich  
 verzweigt herab, um Regen und Tau aufzunehmen.

Obwohl viele Arten nur wegen der bizarren Gestaltung ihrer  
 Blüten und der Seltenheit ihres Vorkommens begehrt und mit  
 fabelhaften Liebhaberpreisen verkauft werden, so sind doch auch die  
 Blüten mancher weniger kostbaren Orchideenarten, wie z. B. die der  
 oft im Blumenhandel vorkommenden *Odontoglossum-Harygamum*,  
 von wunderbarer Schönheit. Mit dem Geruch steht es aller-  
 dings sehr viel anders; denn es gibt einige Arten, die nach —  
 faulem Fleische riechen; eine Einrichtung zur Heranziehung der  
 Schmeißfliegen — weil nämlich ohne die Mitwirkung der Insekten bei  
 der Mehrzahl der Orchideenarten eine Befruchtung unmöglich wäre.  
 Darum ist ihr ganzer Blütenapparat zur Herbeilockung der Insekten  
 eingerichtet: sei es durch herrlich leuchtende Farben oder durch  
 Gerüche, die jenen Lebewesen angenehm sind. Viele sondern auch  
 an einer bestimmten Stelle ihrer Blüte eine von den Insekten sehr  
 begehrte süße Flüssigkeit (Nektar) ab. Solche Einrichtungen sind ja  
 in der ganzen Pflanzenwelt sehr verbreitet. Es ist daher auch zu  
 verstehen, daß die Blüte so geformt ist, daß sich das heranfliegende  
 Insekt bequem niederlassen kann. Bei manchen Orchideenarten  
 kommen sogar *Eigenbewegungen* vor, um das hineinreichende  
 Tierchen zu zwingen, mit dem ihm anhaftenden Blütenstaub die  
 Stelle zu berühren, die für die Befruchtung in Frage kommt.  
 Durch die Art der Befruchtung wird auch die lange Dauer  
 des Blühens herbeigeführt. Diese Maßregel ist notwendig  
 angesichts der Tatsache, daß die Heimat der meisten  
 Orchideen, der tropische Urwald, verhältnismäßig arm  
 an Insekten ist. Nur bei wenigen Arten verweilt die  
 Blüte schon nach einigen Tagen; die meisten bleiben jedoch 30 bis  
 40, ja bis 70 und 80 Tage frisch, wenn sie nicht befruchtet werden.  
 Sobald das aber geschehen ist, verweilt die Pracht der Blüte schnell,  
 denn sie ist jetzt ohne Zweck. In der Regel sind bei derselben Pflanze  
 zahlreiche Blüten geöffnet; doch können auch Ausnahmen vor, wie  
 z. B. bei der *Paphiopedalium*, in deren traubigen Blütenstand nur  
 je eine Blüte geöffnet ist, die immer einen Monat frisch bleibt, so  
 daß das ganze Jahr die Möglichkeit der Befruchtung besteht. Der  
 kolossale Artenreichtum der Orchideen ist zu einem guten Teil durch  
 die Insektenbefruchtung entstanden, welche viele Kreuzungen begünstigt.

Die Frucht der Orchidee ist gewöhnlich eine harte Kapself. Da  
 es nun in den Tropen eine dem Pflanzenleben sehr gefährliche  
 Trockenheit gibt, so hat die Natur die Vorkehrung getroffen, daß die  
 Reifezeit der Frucht so lange dauert, bis die Dürre vorüber ist.  
 Durch *Schleuderhaare* u. a. ist dafür gesorgt, daß der Same  
 aus der Frucht sich möglichst weit verteilt. Denn die Streuung  
 des Windes spielt in jenen dichten Urwäldern eine untergeordnete  
 Rolle. Eine weitere Schutzvorrichtung gegen die Gefahren der  
 tropischen Trockenzeit bilden die Meereskoffbehälter in  
 Form von knollenartigen Verdickungen am Stamm. Diese Ver-  
 dickungen, die oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen, dienen  
 zur Aufbewahrung von Wasser und organischer  
 Substanz.

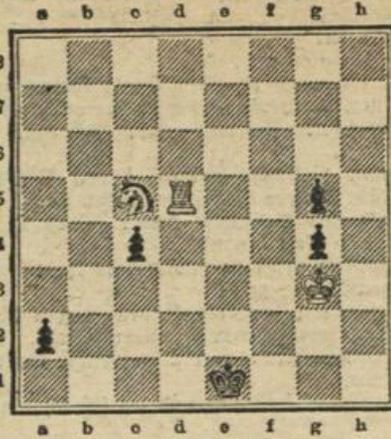
In allgemeinen erreichen die Orchideen ein hohes Alter.  
 Nur wenige Arten kommen für den Menschen als Nutzpflanzen  
 in Betracht. Die wichtigste ist die Vanille. Von einer anderen  
 Orchideenart bereitet man auf Madagaskar den Sahantee.

In den größeren Blumenhandlungen finden wir nur die Blüten  
 der billigeren Orchideenarten — der Preis einer Blüte beträgt von  
 50 Fennig an aufwärts —; die selteneren, und das ist die Mehr-  
 heit, bekommen wir nur in den größeren botanischen Gärten, haupt-

# Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Zwickf.



Weiß am Zuge macht Remis.

### Damengambit.\*

(Karlsruher Turnier 1911.)

S. Alapin.

1. d2-d4 d7-d5

2. c2-c4 c7-c6

Die Schattenseite dieser Verteidigung besteht darin, daß hierdurch dem Sb8 das Feld c6 genommen wird. Jedoch bleiben dem Sb8 noch die Felder d7 und a6.

Gingegen bei der üblichen Verteidigung 1. ... e6 wird der Lc8 fast ganz eingesperrt.

Um bei den leichten Figuren des Damensüßels volle Bewegungsfreiheit zu lassen, kommt nur das Tschigorinische System mit 2. ... Sc6 in Betracht, um auf 3. Sc3 mit 3. ... e5 fortzusetzen. Der nach 4. cxd5, Sxd4; 5. f4, f6; 6. e3, Sf5; 7. e4, Sfh6! zc. besser steht, ist noch eine unerforschte Frage.

3. e2-e3

Schwarz drohte mit dxc4 nebst event. b7-b5 einen Bauer zu gewinnen, z. B.: 3. Sf3, dxc4; 4. e3, b5; 5. a4, Db6!; 6. Se5, Sd7!; 7. Df3, Sxe5; 8. dxe5, Lb7; 9. Dg3, a6; 10. Sc3, e6; 11. e4, Se7 nebst event. c6-c5 und Se7-c6-d4 zc.

Auf 3. Sc3 geht der Bauerngewinn allerdings nicht, aber Schwarz erlangt ein freies Spiel mit 3. ... e5! z. B.: 4. cxd5, e6xd5; 5. dxe5, d4; 6. Da4, Sc6; 7. Sb5, a6!; 8. Sf3, Lg4; 9. Sbx4d4, Lb4; 10. Ld2, Lxd2; 11. Kxd2, Lxf3 zc.

3. ... Lc8-f5!

4. Dd1-b3 Dd8-c7

5. Sb1-c3

5. cxd5 würde die erwähnte Schattenseite der Verteidigung (2. ... c6!) sofort aufheben, z. B.: 5. ... cxd5; 6. Sc2, e6; 7. Ld2, Sc6; 8. Sf3, Sf6; 9. Tc1, Sd7! (Es drohte Se5!) 10. Lb5, (10. Sb5, Db6) 10. ... Le7; 11. 0-0, 0-0 zc.

5. ... e7-e6

6. Lc1-d2 Sb8-d7

7. Ta1-c1

Widmar spielte hier gegen Alapin 7. Sf3, Sg6. Auf 8. Tc1 könnte dann folgen: 8. ... Le7; 9. cxd5, exd5; 10. Sxd5, Sxd5; 11. Dxd5, Le6; 12. De4, Lxa2; 13. d5, Sf6 zc.

7. ... Ta8-c8

8. Sg1-f3

Hier war folgende höchst interessante Vermittelung möglich. 8. c4xd5, c6xd5!; 9. Sc3-b5 (Auf 9. Sf3 kann 9. ... a6 folgen. Nicht etwa 9. Sf3, Sg6? wegen 10. Sxd5!,

Dxc1; 11. Lxc1, Txc1; 12. Kd2, Tc2; 13. Dxc2, Lxc2; 14. Sxf6!, gxf6; 15. Kxc2 mit Bauerngewinn) f... Dc7xc1; 10. Ld2xc1, Tc8xc1; 11. Ke1-e2, Lf5-c2!; 12. Sb5-c7, Ke8-d8; 13. Db3xb7, Lc2-d1; 14. Ke2-d2, Tc1xc7; 15. Db7-a8, Tc7-c8; 16. Da8xa7, Ld1-h5; 17. Lf1-b5, Sg8-f6; 18. Sg1-f3, Lh5-f3; 19. g2xf3, Lf8-d6; 20. Kd2-d3, Kd8-e7; 21. e3-e4, Tc8-a8; 22. Da7-b7, Th8-b8; 23. Db7-c6, Ta8xa2; 24. e4xd5 (24. e5, Lxe5), 24. ... Ta2xb2 zc, zugunsten von Schwarz.

8. ... Sg8-f6

9. Lf1-e2 Dc7-b8

Hiermit hat Schwarz die Schwierigkeiten der Eröffnung überwunden und die Partie gelangt in ein ruhigeres Fahrwasser, in dem keine allzu gefährlichen Klippen mehr drohen. (Siehe obige Glossen.)

10. Sf3-h4 Lf5-g6

11. f2-f4 Lf8-e7

12. c4xd5 e6xd5

13. 0-0

Von 13. f5, Lh5 hätte Weiß nicht.

13. ... Sf6-e4

14. Ld2-e1 Se4-d6

14. ... Lxh4; 15. Lxh4, Sd2 fheitet an 16. Da3. Auch 14. ... f5; 15. Sxg6, hxg6; 16. Sxc4 ist mit Gefahren verbunden.

15. Sh4-f3 f7-f6

16. Sf3-d2 Lg6-f7

17. f4-f5 Le7-d8

18. Le1-g3 Ld8-c7

19. Dd3-c2 0-0

Sowohl König als Dame stehen bei Schwarz in ganz symmetrischen Rochadestellungen!

20. e3-e4 d5xe4

21. Sc3xe4 Sd6xe4

22. Lg3xc7 Db8xc7

23. Sd2xe4 Sd7-b6

24. Se4-c5 Tf8-e8

25. b2-b3 Tc8-d8

Wegen der Schwäche des Bd4 steht Schwarz vielleicht etwas besser, aber zum Gewinn reicht es nicht aus.

Es geblieben noch folgende Rüge: 26. Db2, De7; 27. Lf3, Sd5; 28. Df2, De7; 29. Tf1, Dc8;

30. h3, b6; 31. Txe8, Txe8; 32. Se4, Td8 (32. ... Dxf5?); 33. Sd6, Df4; 34. Txc6; 35. g1, Dd7; 36. Td1, De7; 37. Lg2, Sf4;

38. Kd1, Dd6; 39. Td2, Te8; 40. Te2, Txe2; 41. Sxe2, De7;

42. Sf4, De4; 43. Sxd5, cxd5; 44. Kh2, Kf8; 45. Kd1 und die Partie wurde Remis gegeben.

fächlich aber in den großen Orchideenzüchtereien zu Gesicht, deren bedeutendsten sich in England und Amerika befinden.

Die Orchidee ist so recht die Blume der „oberen Tausend“. Ihre Herbeischaffung, ihre Pflege in kostspieligen Warmhäusern, erfordert namhafte Betriebsmittel. In den Küstenstädten ihrer Heimat, für die der ganze tropische Erdgürtel anzuspochen ist, haben alle großen Züchtereien ihre Vertreter. Da werden ganze Expeditionen mit tüchtigen Botanikern und Eingeborenen, sog. Orchideenjägern ausgesendet, die 3-6 Monate hindurch die Urwälder des Hinterlandes durchstreifen, um zu Beginn der Trockenzeit mit ihrer mehr oder weniger reichen Ausbeute am Küstenplatz wieder zu erscheinen. Der Beruf dieser Leute ist sehr gefährlich; winnt ihnen doch der sicherste Gewinn an Orchideen gerade in den von der Malaria durchseuchten Urwäldern Brasiliens, sowie in den mit gefährlichem Raubzeug angefüllten Dschungeln Indiens; erst gar nicht der Gefahren zu gedenken, die sie auf Schritt und Tritt im Hochgebirge des Himalaja, das besonders reich an seltenen Arten ist, umlauern. Und dann muß noch mit erheblichen Verlusten gerechnet werden. Ueber die Hälfte verfault oft auf dem Transport. Außerdem kann man es vielen Knollen nicht ansehen, zu welcher Art sie gehören; die Auftraggeber müssen sich einswelten an der Aussage des Orchideenjägers genügen lassen, der sie ja blühen sah. Vessungungachtet kann bei der Befruchtung eine Kreuzung zustande gekommen sein. Das Streben aller dieser Expeditionen ist: seltene, ja wenn irgend möglich, bisher unbekante Arten mitzubringen. Für solche werden fabelhafte Summen Geldes gezahlt. Natürlich gibt es auch billigere Arten, die im Preise bis zu wenigen Mark hinuntergehen. Da aber die Orchidee eine feucht-warme Luft brauchen, so ist ihre Haltung ohne Warmhaus nicht gut möglich; ausgenommen hiervon sind einige europäische Arten, die aber dafür auch hinsichtlich der Farbenpracht ihrer Blüten bei einem Vergleich mit ihren Schwestern vom Ganges oder Amazonasstrom sehr schlecht abschneiden.

Statten wir nun noch zum Schluß einer größeren Orchideenzüchtereien einen Besuch ab. Riesbestreute Wege führen durch einen schattigen Naturgarten zu den Eingängen der niederen Warmhäuser, deren Glasdächer und Wände mit verstellbaren grüngeristenen Jalousien bedeckt sind, um die Pflanzen vor allzu scharfem, direktem Sonnenlicht, das sie nicht gut vertragen, zu schützen. Wir treten in einen gangartigen Vorraum ein, der durch Türen in mehrere kleinere Abteilungen geschieden ist, damit die kältere Außenluft nicht unmittelbar ins Warmhaus einströmen kann. Auch sind hier starke Heizkörper zum Zwecke des Vorwärmens aufgestellt. Die letzte Tür öffnet sich, und eine warme und sehr feuchte Temperatur bemimmt uns fast den Atem. Vor uns steht eine wunderbare Gruppe prachtvoller Palmen, deren dicht ineinander verschlungene Bedel die Aufgabe haben; jeden durch das Öffnen der Tür etwa entstehenden kühleren Luftzug aufzuhalten. Feuchte Schwüle liegt über dem langen saalartigen Raum. Um eine feucht-warme Urwaldtemperatur zu erzeugen, deren Stetigkeit durch zahlreiche Temperatur- und Feuchtigkeitsmesser kontrolliert wird, bedeckt den Boden der Hallen ein etwa metertiefes Wasserbassin, das von Heizungsrohren durchzogen ist, die sich auch überall außerhalb des Bassins vorfinden. Mit Bohlen belegte Brücken gestatten einen Rundgang durch die mächtigen Glashallen, die untereinander verbunden sind. In der Mitte und an den Seiten jeder Halle befinden sich freitreppenartige Gerüste, auf dessen Stufen sich eingetopfte Orchideen in langen Reihen dahinziehen, oder auch an Palmen hinaufkriechen. Die verschiedenen Warmhäuser sind den Lebensbedingungen der so mannigfachen Arten angepaßt. In Glaslästen und unter Glasgloden werden die zu erwartenden Keimlinge seltener Arten besonders gepflegt. Und Jahre dauert es, ehe man überhaupt etwas von der Pflanze sieht. Wir treten in Abteilungen, in denen fast gar keine blühenden Exemplare sind. Ein sehr großer Prozentsatz der Pflanzen kommt selbst im Warmhaus nicht zum blühen, und wenn schon, so dauert es oft lange Jahre, ehe sich die erste Blüte bildet; so vergehen bei der Orchismilitaris L. bis zur Bildung der ersten Blütentrauben acht bis zehn Jahre.

Der Dienst der hier arbeitenden Gärtner ist schwer. Besonders die Winter mit den schnellen Uebergängen von der nordischen Außenluft in die Tropenschwüle greifen mit der Zeit auch die stärksten Naturen an. Auch sind Hitzschläge nicht selten. Die Obergärtner sind meist Engländer und werden verhältnismäßig gut bezahlt.

Zum Betriebe derartiger Orchideengroßzüchtereien gehören beträchtliche Kapitalien. Sind doch z. B. die Gewächshäuser so mancher Züchtereien mit einer Million Mark und mehr gegen Feuerschaden usw. versichert. Hinzu kommt noch, daß immer hohe Summen sofort flüssig gehalten werden müssen, zwecks Ankauf oder Auffindung neuer Arten. Andererseits werden aber auch horrenden Summen bei dem Geschäft verdient. Besonders in England und in Nordamerika ist der Orchideenspielen sehr verbreitet, und wer es irgend kann, hält sich dort seine eigenen Orchideenwarmhäuser.

Es ist bedauerlich, daß eine an sich so interessante Pflanze, wie es die Orchidee ist, lediglich zum Objekt einer dabei sehr wenig von wissenschaftlichen oder ästhetischen Interessen geleiteten Geld- oder Geburtsaristokratie geworden ist. Bedeutende, in die Millionen gehende volkswirtschaftliche Werte werden hier nutzlos verschleudert. Fr. Förster.

\*) Variantenmäßige Ergänzung unserer allgemeinen theoretischen Betrachtungen der letzten Schachspalte.